

# Der Kampf um das Schwarzbrot des Glaubens

## Ein internationales Symposium in Bamberg beleuchtet die Wirkungsgeschichte des Konzils von Nizäa

VON REGINA EINIG



Foto: Wikipedia/Public Domain

Mit einer Backpfeife wollte der heilige Nikolaus den Irrlehrer Arius in Nizäa zur Reason bringen.



Foto: IMAGO/imagebroker

Ein großer ökumenischer Wurf: Das Konzil von Nizäa verankerte den Glauben an die Gottheit Christi.



Majestätisch gewandet und mit überirdischer Macht ausgestattet: Der Pantokrator der Kathedrale von Cefalu auf Sizilien hebt die göttliche Natur Jesu hervor.

Foto: IMAGO/agefotostock

Zu Beginn der Weltbischofssynode zeitigt das Stichwort Synodalität Reaktionen von Kopfschütteln bis Kampfgeist. Zweitausend Jahre haben die Kirche indes gelehrt, dass Bischofstreffen keine Selbstläufer sind. Ein internationales Symposium des Lehrstuhls für Kirchengeschichte und Patrologie der Universität Bamberg und der Gesellschaft für Konziliengeschichtsforschung leuchtete kürzlich am Beispiel des ersten ökumenischen Konzils von Nizäa die Mühen der nachsynodalen Ebene aus. Zwei Tage legten Wissenschaftler die Wirkungsgeschichte der historischen Premiere im heutigen Iznik südlich von Istanbul glänzend dar: 325 berief Kaiser Konstantin der Große (gestorben 337) erstmals alle Bischöfe des Römischen Reichs 325 zu einer Gesamtsynode ein, deren Ergebnis bis heute verbindlich für Christen in Ost und West ist: Die christologische Formel „eines Wesens mit dem Vater“ bestätigte die göttliche Natur Jesu und klärte seine Stellung gegenüber dem Vater und dem Heiligen Geist in Abgrenzung von Arius (260-327) und seinen Anhängern. Letztere unterstellten dem Bekenntnis von der Wesensgleichheit des Vaters und des Sohnes einen Widerspruch zum Glauben an den einen Gott und wurden in Nizäa als Irrlehrer überführt.

Peter Bruns (Bamberg) verwies auf die turbulente Rezeption des Konzils, die sich in der Kirchengeschichte wiederholen sollte. Die von ihm zitierte Maxime „nach dem Konzil ist vor dem Konzil“ veranschaulicht nicht nur die Erfahrungen von Nizäa und der 381 folgenden Synode von Konstantinopel, sondern auch ein Denken, das die Kirche heute prägt. Im Unterschied zu heutigen Synodalprozessen sind von Nizäa allerdings keine Konzilsakten überliefert. Dennoch habe das Bischofstreffen auch zur Klärung des Verhältnisses von Kirche und Staat beigetragen, stellte der emeritierte Bamberger Erzbischof Ludwig Schick fest.

Zudem waren Politik und Mission des ersten ökumenischen Konzils eng miteinander verflochten, wie Evangelos Chrysos (Athen) hervorhob. Die von jenseits der römischen Reichsgrenzen angereisten Bischöfe dürften das kaiserliche Selbstbewusstsein ohnehin gestärkt haben. Chrysos identifizierte den heiligen Athanasius von Alexandrien (um 295-373) als den eigentlichen „Taufpaten“ des Konzils von Nicäa, da in seinen Schriften fünfzehn Mal das einschlägige Adjektiv „ökumenisch“ erscheine. Wie hoch der Bischof von Alexandrien die christologische Formel von 325 einschätzte, geht aus einem Brief hervor, in dem er Nizäa als „das wahre Konzil“ bezeichnete. Der Eindruck, dass die Konzilsväter das Schwarzbrot des Glaubens weitergaben, kristallisiert sich auch in dem von der Theologin Annette von Stockhausen (Berlin) formulierten Diktum heraus „Nizäa genügt“.

Bis der von den Vätern formulierte Glaube als unantastbar galt, sollte mehr als ein halbes Jahrhundert vergehen. Hanns Christof Brennecke (Erlangen) zufolge markierte das von Kaiser Theodosius 381 nach Konstantinopel einberufene Konzil den endgültigen Durchbruch des Nicaenums, das unmittelbar nach seinem Abschluss erst einmal aus den Debatten verschwunden gewesen sei. Hilarius von Poitiers (315-68) habe nach eigenem Zeugnis „bis

dem Text des Nicaenums in lateinischer Sprache mit. Zugleich zeigte sich, dass das Konzil von Nizäa die Frage nach dem dreieinen Gott nicht umfassend beantwortet hatte. „Hinsichtlich der Frage nach der Stellung des Heiligen Geistes in der Trinität, der Frage seiner Göttlichkeit, bestand zusätzlicher Klärungsbedarf“, so Brennecke.

Wie hartnäckig sich dogmatische Unschärfen über trinitätstheologische Fragen in der weltweiten Christenheit fortsetzen sollten, beschrieb Bruns am Beispiel des Glaubensbekenntnisses des äthiopischen Kaisers Claudius (reg. 1540-1559).

Darüber hinaus prägte das Konzil auch Lebensläufe, theologische Ideale und die Ikonografie. Dass die Biografien mancher Konzilsteilnehmer bis heute erforscht werden, dürfte auch darauf zurückzuführen sein, dass sich die Wirkungsgeschichte des Konzils an konträren Persönlichkeiten besonders anschaulich darstellen lässt. Josef Rüst (Bochum) präsentierte Bischof Ossius von Córdoba (257-357/58) als „neuen Bischofstyp“, der durch die Veränderungen der konstantinischen Wende möglich geworden sei. Dieser sei „kein großer Theologe gewesen“ und seine fachtheologischen Beiträge seien auch auf den Synoden nach dem Konzil äußerst überschaubar geraten: „trinitätstheologische Schriften? Null!“, doch als Ratgeber Konstantins sei ihm die Rolle des Moderators zugefallen. Auch Ossius' briefliche Forderung nach Freiheit der Kirche und Nichteinmischung des Kaisers sei „rein kirchenpolitisch“ ohne dogmatische Argumente formuliert. Dass Ossius auf der Synode von Sirmius 357 eine 180-Grad-Wende vollzog und die arianische Irrlehre – derzufolge Christus Gottvater untergeordnet und nicht wesensgleich sei – unterzeichnete, ordnete der Referent als Folge der kirchenpolitischen Einbindung und fachlichen Inkompetenz des Bischofs von Córdoba, nicht als Charakterschwäche ein.

Demgegenüber präsentierte Winfried Büttner (Bamberg) mit dem heiligen Ephräm einen spirituellen Antipoden des Ossius: Der Syrer litt an der Ostgrenze des Römischen Reichs an binnenkirchlichen und politischen Konflikten. In seinen „Reden über den Glauben“ erklärte er den Gläubigen den orthodoxen Standpunkt. Ephräm verkörperte das Gegenteil mäandern-

zum Beginn seines Exils 356 noch nie etwas vom Nicaenum gehört“ und sich in Kleinasien über die theologischen Entwicklungen im Osten informiert, stellte Brennecke fest.

Der 1851 zum Kirchenlehrer erhobene Bischof von Poitiers teilte seinen gallischen Mitbrü-

der Geschwätzigkeit: ein asketischer Bußprediger, der die persische Belagerung von Nisibis erlebte und dennoch sein Gottvertrauen nicht verlor. Büttner zitierte Ephräms Einschätzung, derzufolge die Arianer für seinen Geschmack zu viel über den unaussprechlichen Gott redeten und damit ihren Unglauben kompensierten. Für diesen „von Gott begeisterten Beter“ habe es dem theologischen Gegner schlicht an Demut angesichts der Unerforschlichkeit des unsichtbaren Gottes gemangelt.

Nicht nur die poetischen Texte Ephräms des Syrers boten interessante Denkanstöße. Das Symposium veranschaulichte an facettenreichen Beispielen, wie die Nachwelt den Aktenmangel des Konzils schriftstellerisch zu kompensieren suchte und Glaubensinhalte auf außerprotokollarischem Weg erfasste und weitergab. Die Bandbreite der literarischen Gattungen dokumentierte, dass es den Autoren dabei nicht immer um theologische Tiefenbohrung ging.

Thomas Graumann (Cambridge) stellte am Beispiel der Ende des fünften Jahrhunderts verfassten Kirchengeschichte des Anonymus von Cyzicus ein Modell spätantiker Geschichtsschreibung vor, das der Ausstrahlung der Synode in die Gesellschaft hinein den Vorrang vor den historischen Fakten einräumt. Der Verfasser lässt in seiner romanhaften Beschreibung des Konzils von Nizäa einen heidnischen Philosophen auftreten, dessen Taufe nach Wortgefechten und Auseinandersetzungen zum spektakulären spirituellen und gesellschaftlichen Ereignis wird. Nicht der theologisch-akademische Sieg, sondern das Wirken des Geistes steht im Mittelpunkt des Geschehens, das von einem idealisierten Bild bischöflicher Einmütigkeit geprägt wird. „Jeder Bischof äußert sich nur als Sprachrohr für die ganze Synode – nicht etwa für sich persönlich – geschweige denn, dass sich Bischöfe gegeneinander stellen“, hielt Graumann fest. Ein vertieftes theologisches Verständnis dessen, was Orthodoxie sei, suche man in der Nizäadarstellung des Anonymus allerdings vergebens.

Wie das christologische Dogma die spätantike Ikonografie beeinflusste, beschrieb Ralf von Bühren (Rom) anhand zahlreicher frühchristlicher Kirchen. Seit 350 seien theophanische Jesusdarstellungen belegt, in denen die göttliche Natur durch apokalyptische und himmlische Motive ins Bild gesetzt worden sei. Während die arianische Kunst den expliziten Transzendenzbezug vermieden und die menschliche Seite betont habe, setzte sich der lehrende und thronende Christus im fünften Jahrhundert in der Kunst durch. Die Weltkugel, die Gesetzesrolle oder die Schlüssel, die Christus Petrus überreicht, die kaiserlich anmutende Pracht seiner Gewänder und nicht zuletzt der Bart stehen für die Autorität des Gottessohns.

Angesichts der Majestät des Pantokrators wirkt die neuzeitlich anmutende Frage, was Jesus dem Einzelnen bedeutet, wenig geschichtsbewusst. Denn ohne das mühsam errungene Bekenntnis der frühen Christen zum Gottessohn, das die Kirche im Heiligen Jahr 2025 feiert, gäbe es keinen triftigen Grund, sie zu stellen.